

Heidi Degethoff de Campos, Marianne Kriszio

100 Jahre Frauenstudium in Preußen

Festveranstaltung am 24. 10. 2008 im Roten Rathaus in Berlin

Zum 100-jährigen Jubiläum der offiziellen Zulassung von Frauen zum Studium an der Berliner Universität und im übrigen Preußen fand im Roten Rathaus eine Festveranstaltung statt, die von der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an Berliner Hochschulen (afg) gemeinsam mit der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an Berliner Hochschulen (LaKoF) und dem Deutschen Akademikerinnenbund (DAB) organisiert und vom Regierenden Bürgermeister der Stadt und mehreren Senatsverwaltungen sowie der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin unterstützt wurde.

In ihrer Begrüßungsrede hob die stellvertretende Vorsitzende der afg, Dorothea Schmidt, hervor, dass die Akteurinnen der ersten Frauenbewegung in Deutschland jahrzehntelang um das Recht auf Bildung und Erwerbsarbeit und um das Recht zu wählen kämpfen mussten – und dass sie dies auf sehr unterschiedliche Weise taten. Neben Einzelkämpferinnen wie Hedwig Dohm, die mit spitzer Feder und loser Zunge die bürgerlichen Freiheitsrechte auch für Frauen einforderten, setzten sich bürgerliche Frauen um Helene Lange und Gertrud Bäumer ganz praktisch für die Frauenbildung ein, indem sie Mädchen unterrichteten. Für die proletarische Frauenbewegung um Clara Zetkin und Rosa Luxemburg war im Unterschied dazu das Recht auf Bildung nur einer der möglichen Wege zur Befreiung der Frau. Erstaunlich an den Zitaten der „Schwestern von Gestern“ sei dabei, so Schmidt, wie aktuell sie wirken.

Auch der Berliner Senator für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Jürgen Zöllner, spannte in seinem Grußwort den Bogen von den Anfängen des Kampfes um das Frauenstudium über die Gegenwart in die Zukunft. Er griff die Feststellung des Berliner Philosophen Adolf Lasson von 1897 „Deutsche Wissenschaft ist Männerwerk“ auf und erinnerte daran, dass Preußen einer der letzten Staaten in Europa war, der das „Frauenstudium“ zuließ. Ein langer Kampf des ‚Allgemeinen Deutschen Frauenvereins‘ hatte zuvor dazu geführt, dass im März 1891 die Frage des Frauenstudiums zum ersten Mal im Deutschen Reichstag diskutiert wurde. Anschließend ging Zöllner ausführlich auf Instrumente, Maßnahmen und Ziele der Politik des Berliner Senats zur Förderung der Chancengleichheit von Frauen in Forschung und Lehre ein. Dabei sei auch die Institutionalisierung von Frauenbeauftragten ein wichtiger Schritt gewesen. Jeder müsse verstehen: „Die Förderung von Frauen in der Wissenschaft ist ... ein Gebot der Chancengleichheit. Nur mit einer gezielten Frauenförderung in Wissenschaft und Forschung wird es uns gelingen, das wissenschaftliche Potential unseres Landes auszuschöpfen.“

Eine furiose Reise durch die Geschichte der Wissenschaft als eines kulturgeschichtlichen Ausdrucks der Menschheitsentwicklung in der Moderne startete Prof. Dr. Christina von Braun in ihrem Eröffnungsvortrag „Das Frauenstudium – ein ‚gefährliches Experiment‘“. Nicht ohne Ironie wies sie darauf hin, dass sich an der Debatte um das „Frauenstudium“ auch einige der größten Wissenschaftler Berlins beteiligt hatten, die dasselbe für „widernatürlich“ hielten. Zwar, so von Braun, bezogen sich die Argumente der Gegner „immer auf die Schäden, die der weibliche Körper nehmen könne. Gemeint war aber eigentlich der Schaden, den die Wissenschaft erleiden würde“. Die Aufspaltung der Wissensordnung in einen männlichen (Bewusstsein) und einen weiblichen (Unbewusstes) Geist führte zu der Annahme, dass der Körper, die Befindlichkeiten, das Geschlecht in der Wissenschaft nichts zu suchen haben, weil sie Repräsentanten des Unbewussten, des Gefühls, sind – und beides „scheut die Wissenschaft wie der Teufel das Weihwasser“.

Dieser Polarisierung liege die Vorstellung von „Wissen als Phantasma einer ‚Mathematisierbarkeit der Welt‘“ zugrunde, d.h., die Wissensordnung bestehe darin, die Wirklichkeit in Zahlen zu erfassen, zu kartographieren und damit berechenbar zu machen. Auf einer ersten Ebene stellt von Braun fest, dass es sich dabei um ein *westliches* Phänomen handelt, auf der zweiten, dass wir viele Innovationen in der christlichen Welt „keineswegs der Überwindung des sakralen Denkens verdanken, sondern dass sie gerade daraus hervorgingen“. Konkret verfolgt sie diese These an zwei Beispielen, nämlich der Räderwerkuhr und den technischen Sehgeräten, die den Einfluss der Theologie auf den westlichen Erfindungsgeist der Moderne sichtbar machen. So wurde die Räderwerkuhr zunächst in den Klöstern eingeführt, um den vorgeschriebenen Tageszyklus der Gebete zu regeln.

An der Erfindung und weiteren Entwicklung der Sehtechniken (Fernrohr, Mikroskop, später die Fotografie) als zweitem Beispiel zeigt von Braun, wie sehr sie erstens christlichen Ursprungs sind und wie sehr sie auf der Suche nach der „wissenschaftlichen Wahrheit“ bestimmend waren. Dabei setzt sie voraus, dass das Christentum als Enthüllungsreligion (im Gegensatz zu Islam und Judentum, die einem „verborgenen“ Gott huldigen) von Beginn an die Suche nach Wahrheit und Offenbarung verfolgt. „Egal“, so von Braun, „ob es sich um den menschlichen Körper, die Natur oder um fremde Kontinente handelte, das Objekt des Wissens wurde als weiblicher Körper imaginiert, der durch die Wissenschaft ‚defloriert‘ und enthüllt werden sollte.“ In der Folge dieser Entwicklung findet sich jedoch auch das gegenteilige Phänomen, so führt von Braun aus und verweist auf die Bemühungen Freuds und der Psychoanalyse, die Frau und das Weibliche zu verhüllen. Mit Hilfe der „Kulturtechniken der Scham“ versuche die Frau, den „Defekt des Genitals“ zu verbergen, welcher die Ursache für das Abweichende sei. Er verdeutlicht zudem, dass dieser Defekt auch die „geistige Kastration“ umfasst und die Frau deswegen von Kulturentwicklung und Wissenschaft ausgeschlossen sein müsse. Während also Humboldt das Weibliche von der Aufklärung abgespalten und damit das Unbewusste außerhalb der Ordnung gehalten hatte, integriert Freud zwar das Unbewusste in die Wissensordnung, mit Hilfe seiner Weiblichkeitstheorien kann er jedoch die Frauen weiterhin draußen halten. Auf diese Paradoxie, die durch die Gleichzeitigkeit von Enthüllung und Verhüllung entstand, reagierte die Gesellschaft mit dem „hysterischen Symptom“, und zwar am weiblichen Körper, weshalb sie als ‚Frauenkrankheit‘ verstanden wurde. Um 1900 jedoch geschah Unerwartetes: Zeitgleich mit dem ‚gefährlichen Experiment‘ des Frauenstudiums verschwand die Hysterie schlagartig aus den psychiatrischen Krankenhäusern der westlichen Welt. „Mit dem Frauenstudium wanderte das Unbewusste in die Universitäten ein. Der weibliche Körper als programmatisches ‚Problem‘ bildete nicht mehr das Abgespaltene der Wissensordnung sondern wurde zu einem integralen Bestandteil der Wissensproduktion. Genau das war es aber auch, was dieses Experiment vor hundert Jahren so gefährlich erscheinen ließ“, so von Brauns Fazit.

Bleibt als letztes die Frage, was aus diesem Experiment geworden ist. Zweifellos hat sich eine größere „Selbstreflexionsfähigkeit der Wissenschaft“ entwickelt, neue Fächer wie Kunstgeschichte und Soziologie und nicht zuletzt die Frauen- und Geschlechterforschung, die Gender und Queer Studies sind entstanden. Allerdings nicht ohne Folgen, wie von Braun ausführt: „Die Verweiblichung der Geisteswissenschaften und die Vermännlichung der Naturwissenschaften sind umso bemerkenswerter, als in der westlichen Dichotomie von Geist und Natur die Natur immer der Weiblichkeit und die Kultur oder Geistigkeit der Männlichkeit zugewiesen wurde. Tatsächlich scheint es sich um eine Codierung *innerhalb* der Wissensordnung selbst zu handeln. Statt der alten Geschlechterordnung, die das Weibliche als Verkörperung des Unbewussten abspaltete und aus der Wissenschaft verwies, findet nun eine solche Spaltung innerhalb der Wissenschaft statt, indem die Geisteswissenschaften zu den Disziplinen ernannt werden, in denen sich das Unbewusste tummeln darf.

Das heißt, die Wissensproduktion bedarf des Unbewussten. Um es abzuspalten und dennoch verfügbar zu haben, wird es bestimmten Disziplinen zugeordnet.“

Die Geschlechterforschung bietet der Wissenschaft eine Reihe von Chancen, mit ihrer Hilfe Brücken zu schlagen zwischen geisteswissenschaftlicher Reflexion und naturwissenschaftlicher Forschung. Am Beispiel der erstaunlichen Entwicklung der Lebenswissenschaften in den letzten Jahrzehnten verweist von Braun auf ein Phänomen, nämlich den Übergang der Definition von Leben von der Theologie zu den Naturwissenschaften. Unter Auslassung des Umstandes, dass erst die Trennung von Sexualität und Reproduktion diese Definitionsmacht erlaubt, sind sie damit möglicherweise einen letzten Schritt in Richtung zur Erfassung des Rätsels des Lebens gegangen. „Mit der Mathematisierbarkeit der Fortpflanzung scheint dieses letzte Rätsel enthüllt.“ „Aber“, fragt von Braun, „lässt sich das Unbewusste wirklich so leicht austricksen?“ Gerade weil der „Geschlechterforschung offenbar das Unbewusste – der dunkle Kontinent – des Wissens und der Wissensordnung“ zugewiesen seien, prädestiniere sie das eben auch, „über die unbewussten Triebkräfte und Folgen der modernen wissenschaftlichen Forschung nachzudenken und diese bewusst zu machen“. Das Resümee von Christina von Braun lautet: „Das wirklich ‚gefährliche Experiment‘ war nicht das Frauenstudium, sondern die Phantasie, der modernen Wissensproduktion ohne Frauen und ohne die Kategorie Geschlecht gewachsen zu sein.“

An der darauf folgenden Podiumsrunde, die von Sabine Hark moderiert wurde, nahmen neben der Vorsitzenden des Deutschen Akademikerinnenbundes, Elisabeth de Sotelo, Vertreterinnen verschiedener Fächer teil, die dem Publikum die Entwicklung und die gegenwärtige Situation von Frauen in ihren jeweiligen Fächern präsentierten. Romana Weiershausen beleuchtete die Situation in den Philologien, Gabriele Kaczmarczyk die Humanmedizin, Dorothea Schmidt die Wirtschaftswissenschaften und Ines Weller die Nachhaltigkeitsforschung. Das jüngste „Fach“, die Gender Studies, wurde durch Aline Oloff vertreten. In ihrer Darstellung der Geschichte des Wegs der Frauen in die Wissenschaft wies Elisabeth de Sotelo auf die weiter bestehenden Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen hin. Mehr Frauen in der Wissenschaft gäbe es jetzt u. a. deshalb, weil die Hochschulen nicht mehr den gleichen Stellenwert in der Gesellschaft hätten wie früher. Romana Weiershausen berichtete über die Situation von Frauen in den Philologien, in denen Frauen zwar längst die große Mehrheit der Studierenden stellen, auf den weiteren Karrierestufen aber immer noch unterrepräsentiert wären.

Gabriele Kaczmarczyk spannte den Bogen von der ersten Promotion einer Medizinerin im 18. Jahrhundert (Dorothea von Erleben) über die intensive Nutzung der offiziellen Studienmöglichkeiten sofort nach der offiziellen Zulassung zum Studium bis heute. Auch in der Humanmedizin werde von einer Feminisierung des Faches gesprochen, obgleich die Unterrepräsentanz von Frauen auf Spitzenpositionen besonders groß ist: So findet sich selbst im Fach Frauenheilkunde nur auf einem von 35 Lehrstühlen eine Frau und im Board der Deutschen Gesellschaft für Menopause keine einzige. Positiv zu verzeichnen ist dagegen, dass das Thema Geschlechterforschung in der Medizin inzwischen so viel Beachtung gewonnen hat, dass es an der Berliner Charité mit einem eigenen Institut vertreten ist. Dorothea Schmidt stellte die unterschiedliche Entwicklung der Frauen in der Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre vor. So war die Nationalökonomie zu Beginn des letzten Jahrhunderts, als u. a. Themen der Sozialpolitik eine große Rolle spielten, für Frauen frühzeitig von Interesse, während die heutige Umorientierung in der Volkswirtschaft weg von sozialpolitischen Fragen hin zu mathematisierten Modellen diese weniger anziehe. In der BWL sei hingegen eine ganz andere Entwicklung zu verzeichnen, die inzwischen auch hier zumindest an den Fachhochschulen ebenfalls einen Trend zur Feminisierung mit sich bringt.

Dies kann man für die Nachhaltigkeitsforschung sicher so nicht sagen, aber auch hier bzw. in umweltbezogenen Fachrichtungen sind Frauen deutlich besser vertreten als in den übrigen Technikbereichen, wie Ines Weller herausstellte. Sie verweist dabei auf die Bedeutung der Einbeziehung der Kategorie Geschlecht in die sozial-ökologische Forschung. Hier konnte Aline Oloff anknüpfen. Sie versteht Gender Studies nicht als eigenes Fach, sondern im Sinne von Christina von Braun als „andere Art zu fragen“. Sabine Hark hatte dazu in ihrer Einführung spielerisch die Formulierung von den Gender Studies als „einer Art Königs-Disziplin im Sinne der Selbst-Reflexion“ gebraucht. Nach Oloffs Beobachtung trägt die, wenn auch prekäre, Präsenz der Gender Studies allmählich zu einer Veränderung der Inhalte und zu einem De-Gendering auch in anderen Fächern bei – aber nicht unbedingt zu einer Änderung der Machtverhältnisse.

In der anschließenden Diskussion ging es um die heutige Motivation von Frauen zum Studium ebenso wie um ihren Verzicht auf ein Studium infolge der Einführung von Studiengebühren, um die Effekte der Differenzierung in BA- und MA-Studiengänge und der Feminisierung von manchen Fächern, aber auch um die Veränderung der Inhalte der Fächer durch den Eintritt der Frauen.

Den Abschluss bildete ein Vortrag von Friederike Hassauer mit dem programmatischen Titel „Die schlaue Frauen. Dignitas, Auctoritas, Nobilitas: Ist die Wissenschaft geschlechtsreif?“. Auch sie spannte den Bogen von der Antike über die Neuzeit bis zur Gegenwart. Aufgrund der häufig mit Assoziationen spielenden, in der Präsentation faszinierenden Komposition des Beitrags lässt dieser sich nicht leicht zusammenfassen. Dies soll hier auch gar nicht versucht werden. Hier nur ein paar exemplarische Ausschnitte aus ihrer Rede: In der Vergangenheit waren die schlaue, großen, starken Frauen eine Ausnahmeerscheinung – heute seien sie immer noch ein Paradox. Das Feld der kulturellen Grundausstattung sei immer noch wirksam und funktionierend, weil der common sense von gender die kognitive Mehrheit hinter sich hat. Schlaue Frauen, starke Frauen seien ein Widersinn, weil die abendländische Grundausstattung weibliche Schwäche unter männliche Stärke setzt. Homo. Academica – immer noch ein Paradox? Ist sie noch Fremde oder schon Einheimische? Was würde die junge Dr. phil. habil. Pippi Langstrumpf, auf der Suche nach einem Lehrstuhl, dazu sagen? Teilerfolge sind zu verzeichnen, wie die Daten zeigen. Keine 10 Jahre sind es auch her, da hieß „double career“ noch „spouse problem“. Die „Benimmregeln“ und „Peinlichkeitsstandards“ haben sich verändert (z. B. „Gruppenbild ohne Dame“). Erfolgreich etabliert haben sich auch weibliche Rektorats-Fähigkeit und Präsiabilität. Zugleich sind die Transformationskosten hoch, die von erfolgreichen Frauen individuell zu erbringen sind: Teilhabe nur zu männlichen Bedingungen wie Präsenz-Kult und Anwesenheitsritualen. Aber was sei zu erwarten bei einem Zeitraum von 100 Jahren vor einer Geschichte von 2.000 Jahren?

Fazit von Hassauer: Wir akademischen Teilbürgerinnen müssen uns noch auf einen langfristigen Strukturwandel einstellen, aber schon der bloße Zutritt der Frauen hat das Feld unwiderruflich verändert. Und die Antwort auf die Eingangsfrage: Ja, die Wissenschaft ist geschlechtsreif, ihre Reifepfung hat sie bestanden, jetzt muss sie endlich erwachsen werden!

Levke Harders

„Stolpersteine“ für Helene und Max Herrmann sowie für Käte Finder

Im November 2008 ergab sich eine besondere Begegnung – Ausgangspunkt waren staubtrockene Archivdokumente einerseits und ein trauriger Anlass andererseits. Durch meine Forschungsarbeiten über Berliner Germanistinnen war ich schon lange auf Helene Herrmann aufmerksam geworden, die ebenso wie ihr Ehemann und ihre Schwester im Nationalsozialismus verfolgt und ermordet worden war. Zusammen mit Nadin Seltsam, die 2008 ihr Magisterstudium mit einer Arbeit über die Geschichte der Theaterwissenschaft an der Humboldt-Universität 1949 bis 1960 abgeschlossen hat, haben wir uns daher seit dem Frühling letzten Jahres um das Gedenken an Helene und Max Herrmann sowie Käte Finder an der Humboldt-Universität zu Berlin bemüht.¹

Trotz gegenteiliger Angaben in der biografischen Sekundärliteratur² konnten wir Angehörige ausfindig machen: Renate Easton, die Enkeltochter Käte und Georg Finders und Großnichte Helene und Max Herrmanns. Sie wurde 1939 als Zehnjährige mit einem Kindertransport nach Großbritannien gerettet und war seitdem nicht wieder in Berlin. Niemand hatte sie bisher zu ihren berühmten Verwandten befragt, und gerne gab sie die Erlaubnis, „Stolpersteine“ verlegen zu lassen.

2008 erschien uns dafür als passendes Datum, denn in diesem Jahr kann die Humboldt-Universität zu Berlin auf zwei denkwürdige Ereignisse zurückblicken, die mit dem Leben und Wirken Helene und Max Herrmanns eng verknüpft sind: Vor 100 Jahren wurden erstmals Frauen zum Studium an preußischen Universitäten zugelassen. Außerdem wurde vor 85 Jahren das weltweit erste selbstständige Theaterwissenschaftliche Institut an der Berliner Universität gegründet. Helene Schlesinger (1877-1944) begann 1898 als Gasthörerin Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin zu studieren. Im gleichen Jahr heiratete sie Max Herrmann. 1904 schloss sie mit einer Dissertation über Goethe das Studium ab – als vierte Frau am Berliner Germanischen Seminar. Sie arbeitete als Lehrerin und als freischaffende Literaturkritikerin, auch weil eine akademische Karriere als Frau und Jüdin in dieser Zeit kaum möglich war. Zusammen mit Vera Lachmann unterrichtete sie zwischen 1933 und 1938 an einer Privatschule für Kinder jüdischer Herkunft in Grunewald. Viele Schülerinnen und Schüler erinnern Helene Herrmann als beeindruckende und fesselnde Lehrerin; ähnlich beschreibt Renate Easton das erzählerische Talent ihrer Großtante: „I [...] remember her taking me through a forest in Berlin and telling me the story of Romulus and Remus in such a way that I was convinced of their existence round the next tree.“

¹ Für die Unterstützung bei Recherchen und Mithilfe bei der Verlegung danken Nadin Seltsam und ich Renate Easton, Kate Savage, Mirko Nottscheid, Eckart Seilacher, Gregor Ohlerich, Eike Middell, Angela Middell und Wolfgang Knoll sehr herzlich.

² Eine Auswahl der Schriften über Helene und Max Herrmann: Biener, Joachim: „Sprache, regsam in den Gelenken“, in: Herrmann, Helene: *Einfühlung und Verstehen. Schriften über Dichtung*. Leipzig 1988, 148-157; Corssen, Stefan: *Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft*. Tübingen 1998; Mövius, Ruth: *Helene Herrmann. Ein Lebensbild*, in: *Sinn und Form* 36 (1984) 4, 739-752; Schröder, Ann-Katrin: *Max Herrmann und die Theaterwissenschaft in Berlin. Disziplingenese und Institutsgründung*. Magisterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin 2003; Tischel, Alexandra: *Zwischen Positivismus, Geistesgeschichte und Werkanalyse: die Arbeiten der Germanistin Helene Herrmann*, in: Kauko, Miriam / Mieszkowski, Sylvia / Tischel, Alexandra (Hg.): *Gendered Academia. Wissenschaft und Geschlechterdifferenz 1890–1945*. Göttingen 2005, 147-168.

Max Herrmann (1865-1942) studierte Germanistik und Geschichte in Freiburg, Göttingen und Berlin und promovierte 1889. Er lehrte nach seiner Habilitation über Albrecht von Eyb ab 1891 an der Berliner Universität, wurde jedoch wegen seiner jüdischen Herkunft erst 1919 zum außerordentlichen Professor, 1930 zum ordentlichen Professor ernannt. 1923 gründete er das Berliner Theaterwissenschaftliche Institut, das unter seiner Leitung große internationale Anerkennung erlangte. 1933 wurde Max Herrmann – mit gekürztem Ruhegehalt – zwangspensioniert.³

Am 17.11.2008, dem 66. Todestag Max Herrmanns, wurden die „Stolpersteine“ vom Künstler Gunter Demnig in den Gehweg vor dem früheren Wohnort des Ehepaars in der Augsburger Str. 42 eingelassen; gestiftet vom Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein dritter „Stolperstein“ ist Käte Finder, der Schwester Helene Herrmanns, gewidmet. Auch sie ist – als Witwe des Medizinprofessors Georg Finder – mit der Geschichte der Berliner Universität verbunden. Die Charité – Universitätsmedizin Berlin hat daher für ihren Gedenkstein in der Eislebener Str. 9 die Patenschaft übernommen. Käte Schlesinger (1876-1944), einzige Schwester von Helene Herrmann, heiratete 1895 Georg Finder (1867-1931), der in Berlin promoviert hatte und an der Charité als Spezialist für Rhinology arbeitete. Finder war Schüler und enger Mitarbeiter von Bernhard Fränkel (1836-1911), der seit 1893 im Klinikum Charité die neue Hals-Nasenklinik leitete. Neben seiner Tätigkeit für die Charité praktizierte Georg Finder als Hals-Nasen-Ohrenarzt in Charlottenburg. 1910 zum Titularprofessor an der Medizinischen Fakultät der Berliner Universität ernannt, verließ er nach Fränkels Tod die Hals-Nasenklinik. Käte und Georg Finder hatten zwei Töchter, Eva und Hilde, denen mit ihren Familien die Flucht aus Deutschland gelang.

Zur Verlegung der Gedenksteine in Charlottenburg reiste Renate Easton, Tochter von Hilde und Hans Ebert, zusammen mit ihrer Tochter Kate Savage sowie ihren Enkeltöchtern Holly und Emily nach Berlin (übrigens mit Unterstützung des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien). Zahlreiche Angehörige wissenschaftlicher Einrichtungen nahmen ebenfalls an der Zeremonie teil, u.a. der ehemalige Generaldirektor der Staatsbibliothek Dr. Antonius Jammers, der ehemalige Leiter des Theaterwissenschaftlichen Instituts der Humboldt-Universität Prof. Dr. Ernst Schumacher, die Max-Herrmann-Preisträgerinnen Helmut Klara und Eveline Bartlitz, VertreterInnen der Freien Universität und der Universität Hamburg und viele weitere Interessierte.

Renate Easton kann sich bis heute sehr gut an ihre Großmutter Käte, ihre Großtante Helene und ihren Großonkel Max erinnern, da sie häufig in Käte Finders großer Erdgeschosswohnung in Charlottenburg zu Besuch war. Die Schwestern Helene Herrmann und Käte Finder hatten ein sehr enges Verhältnis, obwohl sie ausgesprochen unterschiedliche Persönlichkeiten waren. Während Renate Easton ihre Großmutter Käte Finder als immer korrekt gekleidet und frisiert, streng und großbürgerlich im Gedächtnis behalten hat, sagt sie über ihre Großtante: „Helene was the sort of family member who was teased a lot about her appearance – something she was obviously not interested in. I can remember wrinkled stockings and her long hair falling loose from their pins and a handbag spilling its contents.“ Von Max Herrmann ist ihr vor allem das Bild des Gelehrten in Erinnerung geblieben, der stets am

³ Im November und Dezember 2008 haben wir im Foyer des Universitätsgebäudes am Hegelplatz eine kleine Ausstellung zu Leben und Werk Max und Helene Herrmanns, Georg und Käte Finders sowie zur Geschichte des Theaterwissenschaftlichen Instituts gezeigt. Für die Unterstützung der Ausstellung danken wir dem Institut für deutsche Literatur, dem Computer- und Medienservice, der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, dem Universitätsarchiv und der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin, dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Andreas Ebert und Udo Schagen. Für die grafischen Arbeiten gilt unser besonderer Dank Sebastian Nozon und Annika Böcker.

Schreibtisch in seine Arbeit vertieft war. Aber auch bei ihm entsinnt sie sich noch sehr persönlicher Momente: „Max was a rather frightening-looking man with his shaggy hair and mustache and a large dark mole on his left cheek (and this gave him away when one year he played Father Christmas when I was about six – but I didn't dare suggest at the time that I thought I knew who it was – I was far too afraid!).“

Trotz der zunehmenden Diskriminierung in Berlin – Ruth Mövius schilderte eindringlich, wie es Max Herrmann z.B. unmöglich gemacht wurde, die Staatsbibliothek zu benutzen⁴ – und trotz der Bemühungen von FreundInnen wie KollegInnen, dem Ehepaar Herrmann und Käte Finder die Ausreise in die USA, die Schweiz oder nach Großbritannien zu ermöglichen, konnten sich die drei eine Emigration offenbar nicht vorstellen. Außerdem wollten Käte Finder, Helene und Max Herrmann Deutschland nur gemeinsam verlassen, was 1939 kaum noch zu realisieren war.

Ab 1939 lebten Helene und – meistens wohl auch – Max Herrmann bei Käte Finder in der Eislebener Str. 9. Von hier aus wurden sie am 8.9.1942 in das „Auffanglager“ an der Großen Hamburger Str. gebracht und zwei Tage später zusammen in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Dort starb Max Herrmann in der Nacht vom 16. auf den 17.11.1942. Helene Herrmann und Käte Finder wurden am 16.5.1944 in das Vernichtungslager Auschwitz gebracht und dort wahrscheinlich im Sommer 1944 ermordet.

In der Nachkriegszeit tauschten Bekanntenkreis und Angehörige vereinzelt Informationen aus, auch bemühten sich neben der Deutschen Staatsbibliothek (Berlin/Ost) Ruth Mövius u.a. um das wissenschaftliche Werk und die Erinnerung an Helene und Max Herrmann. Nichtsdestotrotz ist weiterhin vieles ungeklärt, so der Verbleib der umfangreichen Bibliothek des Ehepaars.

Die Verlegung der „Stolpersteine“ und die Begegnung mit Renate Easton, ihrer Tochter und ihren Enkeltochtern waren sehr bewegend. Auch Renate Easton ist rückblickend zufrieden, dass sie die weite Reise nach Berlin zu diesem schmerzlichen Anlass auf sich genommen hat: „The basic idea of it [=„Stolpersteine“] is a very emotional thing. I was quite overcome by how many people wanted to speak to me. [...] The feeling I had, too, was that all of them were so genuine and sincere in what they had done all their lives and what they were doing there [on November 17th]. It was really very touching. [...] I'll never forget it.“

Helga Gartner, Levke Harders

Bericht über das ZtG-Kolloquium „100 Jahre Frauenstudium: Das Geschlecht der Bildung“ am 27. und 28. November 2008 an der Humboldt-Universität zu Berlin

Anlass für dieses Kolloquium war das hundertjährige Jubiläum der Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Preußen, das 2008 gefeiert wurde. Veranstaltet vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU haben Gabriele Jähnert, Ulrike Auga, Claudia Bruns und Levke Harders die Veranstaltung organisiert.

Acht Referentinnen boten an zwei Tagen anregende Vorträge über „studierte“ Frauen in der Geschichte der Universitäten.

Renate Hof (Berlin), eröffnete das Kolloquium mit ihrem Vortrag über „Geschlechterforschung und Kulturkritik“, in dem sie die Zusammenhänge zwischen Kulturkritik und Gender Studies untersuchte. Die Entwicklungen der Cultural Studies in den letzten Jahr-

⁴ Mövius, Ruth: In memoriam Max Herrmann, in: Herrmann, Max: Die Entstehung der berufsmässigen Schauspielkunst im Altertum und in der Neuzeit. Berlin 1962, 289-297.

zehnten weisen zwar in Methoden und Erkenntnisinteresse Parallelen auf, aber Gender als Kategorie ist, so Hof, in den Kulturwissenschaften doch überraschend wenig präsent. Dabei könnten gerade die jüngeren intersektionalen Ansätze die Cultural Studies bereichern.

Nach diesem wissenschaftskritischen Blick folgte eine unterhaltsame szenische Lesung mit Schriften von Hedwig Dohm, die schon vor über hundert Jahren bissige, satirische Texte über und Antworten an die Gegner des Frauenstudiums schrieb. Vorgetragen wurden Dohms Texte von Nikola Müller und Isabel Rohner, den Herausgeberinnen einer kommentierten Hedwig Dohm-Gesamtausgabe, zusammen mit dem Kölner Schauspieler Gerd Buurmann. Dass Hedwig Dohms Texte heute noch derart aktuell sind, ist eigentlich fatal, sie würde sich im Grabe umdrehen!

Der zweite Tag begann mit dem Vortrag von **Patricia Mazón** (Buffalo) über „Die erste Studentinnen-Generation und die Zulassung der ‚besseren Elemente‘, 1890 bis 1914“. Anhand der Fragen: Was und wer ist die „erste“ Studentin? Was heißt studieren? Was heißt es, Frau zu sein? näherte sich Mazón der Geschichte von Frauen an deutschen und amerikanischen Universitäten. Sie hob hervor, dass die Immatrikulationserlaubnis für Frauen in Preußen 1908 keinen dramatischen Wendepunkt darstellt, sondern nur einen Aspekt in der Debatte um Geschlecht und Bildung markiert. Der Ländervergleich mit den sehr unterschiedlichen Universitätssystemen machte deutlich, dass das Prestige der Institution Universität indirekt proportional mit der Zulassung von Frauen zu verknüpfen ist.

Claudia Bruns (Berlin) stellte anschließend mit der Frage „Vertreibt der weibliche Zugang zum *Logos* den *Eros*?“ eine „erstaunlich aktuelle Debatte unter Studentinnen der 1920er Jahre“ vor. Sie beschrieb am Beispiel der „Wandervogel“-Bewegung den diskursiven Referenzrahmen der Geschlechterdebatte nach 1900. Die Gründerfigur Hans Blüher, der den Eros als notwendiges staatstragendes männliches Prinzip benannte, verweigerte Frauen und Mädchen im „Wandervogel“ jede Intellektualität. Der Geist sei eine männliche Kulturschöpfung und könne unmöglich dem Weiblichen entspringen. Moderne Entsprechungen zu dieser Debatte sah Bruns in der Gesprächsrunde zwischen Verona Feldbusch und Alice Schwarzer im Juni 2008.

Im nächsten Panel berichtete **Christine von Oertzen** (Berlin) über wenig erforschte internationale Frauennetzwerke für Akademikerinnen und deren Tätigkeiten in der Flüchtlingshilfe während des Zweiten Weltkriegs („Ausschluss und Aufbruch transnational: Netzwerke und Fluchthilfe der akademischen weiblichen Weltgemeinschaft, 1933 bis 1945“). An diesem Vortrag wurde sichtbar, wie viele Forschungslücken weiterhin bestehen, da der 1919 gegründete Verband „International Federation of University Women“ und seine Bedeutung insbesondere für mitteleuropäische Akademikerinnen bisher kaum Beachtung fand. Die Vereinigung hatte sich Wissenschaftsförderung – und damit die Förderung der akademischen Karrieren ihrer Mitglieder – zum Ziel gesetzt. Ihre Flüchtlingshilfe für vom Nationalsozialismus verfolgte Wissenschaftlerinnen funktionierte effektiv, so von Oertzen, vor allem wegen der vor 1933 aufgebauten persönlichen Kontakte.

Alexandra Tischel (München) stellte mit ihrem Beitrag „Wissenschaft jenseits des Berufs: Die Germanistin Helene Herrmann“ den Lebensweg der 1904 an der Berliner Universität promovierten Helene Herrmann vor, der zudem anlässlich der Verlegung von „Stolpersteinen“⁵ eine kleine Ausstellung im Foyer gewidmet war. Helene Herrmann, bei ihrer Promotion bereits mit dem Theaterwissenschaftler Max Herrmann verheiratet, arbeitete als Lehre-

⁵ Mit den Stolpersteinen gedenken die Humboldt-Universität zu Berlin sowie die Charité – Universitätsmedizin Berlin Helene Herrmann, ihres Mannes Max Herrmann und ihrer Schwester Käthe Finder. Die Stolpersteine wurden am 17.11.2008 auf Initiative von Levke Harders und Nadin Seltam in Anwesenheit von Familienangehörigen aus Großbritannien verlegt.

rin und Autorin, u. a. für die Zeitschrift „Die Frau“. Der Berufsweg Helene Herrmanns macht deutlich, dass Frauen, insbesondere Jüdinnen, trotz wissenschaftlicher Ausbildung in der akademischen Welt kaum Fuß fassen konnten.

Tischel konstatierte, dass trotzdem viele Akademikerinnen – wie Helene Herrmann – das System der deutschen Ordinarienuniversität mit seinen vielen Exklusionsmechanismen nicht grundlegend verändern wollten, sondern sich weitestgehend an die Formen der männlichen Wissenskultur anpassten; auch wenn, wie im Rückblick festzuhalten ist, selbst diese Anpassungsleistung die eigenen Karrierechancen kaum vergrößerte.

Der Nachmittag wurde von **Levke Harders** (Bielefeld) eingeleitet, die über „Disziplin(ierung) und Geschlecht in den Geisteswissenschaften in Deutschland und den USA“ sprach. Sie stellte zunächst das US-amerikanische Hochschulsystem vor, um dann am Beispiel geisteswissenschaftlicher Fächer in Deutschland und den USA disziplinspezifische Geschlechterordnungen zu analysieren. Neben soziopolitischen Strukturen und den jeweiligen Hochschulsystemen, seien es insbesondere die spezifischen disziplinären Kulturen, die ein Arbeitsumfeld hervorbringen, das die Karrierechancen von Frauen beeinflusst, wie Harders ausführte.

Einen Vergleich anderer Art bot **Ulrike Auga** (Berlin) mit ihrem Vortrag über „Stiefschwestern“. Zum Verhältnis feministisch-theologischer Ansätze aus der DDR und der BRD“. Die Entstehungsgeschichte der feministischen Theologie in Deutschland ist geprägt durch die unterschiedlichen Entwicklungen in DDR und BRD – bis heute, wie Auga einprägsam durch eigene Erfahrungen illustrierte. Sie macht beidseitig der innerdeutschen Grenze ähnliche Diskurse (z.B. um Mutterschaft; Patriarchatskritik) aus, nichtsdestotrotz wurden auch innerhalb der feministischen Theologie nach 1989 ostdeutsche Theologinnen marginalisiert. Die heftige Diskussion von Augas Thesen demonstrierte anschließend noch auf einer weiteren Ebene das Fortbestehen innerdisziplinärer Kämpfe um Deutungshoheit über die eigene Geschichte.

Mit „Interventionen in der Akademie: Gleichstellung in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert“ bildete **Susanne Baer** (Berlin) den Abschluss und wagte gleichzeitig den Schritt in die Gegenwart. Was bedeutet Gleichstellung heute im universitären Kontext? Warum erhöht sich die Zahl der Professorinnen kaum, obwohl doch eigentlich alle strukturellen Probleme erforscht sind? Gleichstellung ist mittlerweile ein Ziel, das deutsche Wissenschaftsorganisationen in ihren Satzungen verankert haben. Die Akademie, wie Baer betonte, lässt sich aber weder von den Erkenntnissen der Frauenforschung noch von der Gleichstellungspolitik erschüttern, sondern die „Wissenschaft bleibt Exklusionsanstalt“. Für Veränderungen müsse an der Universitätskultur und -struktur angesetzt werden; bspw. zeigen Untersuchungen, dass durch anonyme Bewertungen und Gutachten Arbeiten und Anträge von Frauen „gerechter“ bewertet werden. Einfache Lösungsvorschläge könne es keine geben, stattdessen sollten wir Fragen differenzierter stellen und dabei auch unsere eigene Rhetorik bei Gleichstellungsforderungen genauer durchdenken.

Als Kolloquium angelegt, wurden die spannenden Vorträge ausführlich und lebendig mit den rund vierzig TeilnehmerInnen diskutiert. Verwundert hat jedoch die Abwesenheit gerade der Studierenden. Ist es heute wirklich kein Thema mehr, als Frau an einer Universität zu studieren? Gerade in Zeiten, in denen über Studiengebühren oder Aufnahmetests erneut viele Frauen und Angehörige bestimmter Gruppen ausgeschlossen werden und in denen Frauen nur in ganz bestimmten Fachrichtungen anzutreffen sind, ist es doch relevant zu erfahren, wie diese Exklusionsmechanismen funktionierten – und immer noch funktionieren!

Auf der Grundlage der Beiträge dieses Kolloquiums, der gleichnamigen Filmreihe sowie der Festveranstaltung am 24.10.2009 entsteht eine Buchpublikation, die Ende 2009 im Campus-Verlag erscheinen soll.

Jochen F. Mayer

Menschen – Zahlen – Transformationen: Verdatung des Organischen

Die internationale Konferenz „Menschen – Zahlen – Transformationen: Verdatung des Organischen“ beschäftigte sich mit den Techniken zur Erfassung, Abbildung und Produktion des ‚Organischen‘ und ihren historisch vielfältigen Effekten. Sie wurde vom 10.-12. September 2008 veranstaltet vom Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin in Kooperation mit dem Institut für Geschichte der Medizin (Charité) und der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst e.V., Berlin (Bettina Bock v. Wülffingen, Daniela Döring, Hanna Fitsch, Volker Hess und Nanna Lüth). Die Übersetzung des Körpers in Daten sowie Phantasien seiner Produktion aus Daten waren stets zentraler Gegenstand gendertheoretischer Naturwissenschaftsanalysen und des Cyberfeminismus. Kritisiert wurden dabei bis in die 1990er Jahre sowohl eine reduktionistische Perspektive auf die Vielfalt natürlicher Prozesse als auch die normativen Effekte der Verdatung und digitalen Nutzbarmachung vor allem im Hinblick auf eine naturalisierte Zweigeschlechtlichkeit. Seit einigen Jahren allerdings wird dazu wenig publiziert. Zugleich sind mit der neuen Genetik, tissue engineering, neurobiologischen Verfahren und ähnlichen Technologien radikale Entwicklungen der Verdatung des Organischen Wirklichkeit geworden. Die Tagung lud zu einer Re-evaluation dieser Situation ein und suchte – mit einem epistemologischen Schwerpunkt – nach adäquaten Analyseformen und geschlechter- und naturwissenschaftsgeschichtlichen Kontextualisierungen. Insbesondere die mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen (Bio- und Computerwissenschaften, Neurowissenschaften, Medizin), aber auch die Humanwissenschaften (Anthropologie, Kriminologie) sowie Jurisprudenz, Mode und Kunst wurden in ihre Entstehungskontexte verortet, auf ihre Rolle in heutigen Verdatungstechnologien und kritisch auf die jeweiligen Machtentfaltungen in Gesellschaft und Individuum befragt. Dabei wurden die insgesamt sechs Panels von dem Gedanken getragen, dass die wissenschaftliche Beschreibung der Gegenstände nicht nur erkenntnistheoretisch problematisch ist, sondern auch eine eminent identitäts- und gesellschaftspolitische Herausforderung darstellt, insofern standardisierte und statistische Daten mit der Realität menschlicher Körper wechselseitig interagieren. Die ‚Verdatung des Organischen‘ transportiert demnach Widersprüche zwischen Standardisierung und Individualisierung, Normierung und Aneignung, die im Zuge der Konferenz vor allem an der Schnittstelle zwischen Orten der Wissensproduktion (etwa das Labor) und den ‚Techniken des Selbst‘ (Foucault) behandelt wurden.

Die sechs Panels (darunter jeweils zwei parallele, gleichnamige) zeichneten zusammen mit insgesamt vier Keynotes ein vielfältiges und kritisches Bild gegenwärtiger Prozesse der Vermessung und Verdatung. Historische Vergegenwärtigungen und genderkritische Perspektiven vervollständigten eine gelungene interdisziplinäre Veranstaltung, die Messpraktiken, biometrische Verarbeitungsverfahren, Bild-Körper und (digitale) Quantifizierungen des Organischen nicht nur repräsentationskritisch in den Blick nahm, sondern es auch verstand, auf die vielfältigen Effekte der ‚Verdatung des Organischen‘ in Wissenschaft, Gesellschaft und Individuum aufmerksam zu machen.

Für die wissenschaftliche Diskussion lässt sich festhalten, dass gegenwärtig das (menschliche) Leben und die daraus abgeleiteten Naturalismen wieder zur Debatte stehen, wie etwa genetische Eingriffe in menschliches Erbgut und nationale Biobanken deutlich machen. Die Tagung versammelte eine Reihe an Vorschlägen, wie diese Entwicklungen theoretisch-konzeptionell auf den Begriff zu bringen seien: Die ‚Bio-Philosophie‘ (Thacker) bemühte sich um eine post-humane Ontologie von ‚Leben‘. Aus der Wissenschaftsphilosophie wurde das Konzept der ‚ontologischen Autorität‘ eingebracht, um die wissenschaftspolitische Hegemonie bestimmter Beschreibungen des Organischen zu analysieren (Dupré). Wissenschaftssoziologische Ansätze betrachteten kritisch die Transnationalisierung der Ernährungswissenschaften, die nun sowohl Bevölkerungskörper als auch den *homo europaeus* im europäischen Maßstab modellieren (Bauer und Bischof). Politikwissenschaftliche Analysen kümmerten sich um die Ausweitung staatsbürgerlicher Pflichten auf Kosten der Rechte in gegenwärtigen Gesundheitspolitiken (Waldby) und überprüften Deleuzes Thesen zur ‚Kontrollgesellschaft‘ anhand einer Studie zur elektronischen Fussfessel (Bergmann). Rechtswissenschaftliche Reflexionen überdachten die Konzeptionen von Privatheit und Rechtsperson angesichts virtueller Identitäten bzw. der zweiten Natur, die uns digitale Verdattungen überziehen (de Vries).

Ergänzt wurden diese Analysen durch eine Reihe spannender feministischer Perspektiven zur gegenwärtigen Verschiebung des ontologischen Stellenwertes von Körpern, die mit vielfältigen Neuverhandlungen der menschlichen Subjektivität und Identität einhergeht: Avatare stellen ebenso wie digitale Kundenprofile nur flüchtige und instabile Identifikationsressourcen für den/die Einzelnen dar, indem sie die Oberfläche zwischen Körper und Selbst einerseits digital verdoppeln und andererseits durch die bloße Konzentration auf Präferenzen und Kaufentscheidungen eigentümlich verkürzen (Gaugele). Die Computerisierung menschlicher Interaktionsmodi im web 2.0 de-thematisiert Genderunterschiede und verstetigt so hegemoniale Kommunikation (Bath). Die gegenwärtige neurowissenschaftliche Hirnforschung operiert auf der Grundlage einer althergebrachten Scheidung zwischen Computer/männlicher Rationalität und weiblichem Körper, die sich jedoch nicht mehr mit den klassischen Instrumenten feministischer Kritik analysieren lassen, da nur noch die ‚Intra-Aktion‘ zwischen Hirn und Maschine Gegenstand der Forschung sei (Schmitz). Von KünstlerInnen und ‚Do-it-yourself‘-Aktivisten wurde berichtet, die hegemoniale, digitale Darstellungsweisen von Körperorganen in Medizin und Biologie kritisierten, indem sie mittels handgestrickter Figuren an einer Re-materialisierung des menschlichen Körpers arbeiteten (Kuni). Repräsentationskritische Beiträge machten zudem auf zahlreiche geschlechtlich binäre Codes und wissenschaftliche Artefakte (Kurven und Spiegel) aufmerksam, die Visualisierungen in Medizin und Kognitionswissenschaften zugrunde liegen und sich bis in die Interpretationen der Ärzte fortschreiben, um so Körperwahrnehmung und Selbstverständnis der Patienten zu formieren (Amelang, Fitsch, Nikoleycik und Peters).

Wissenschaftshistorische Beiträge betrachteten Transformationen des menschlichen Körpers und seiner Elemente im Lichte historischer Wissensformationen. Die Entdeckung des Proteins im 19. Jahrhundert konfigurierte das Körperwissen ähnlich einschneidend wie die Geburt der ‚künstlichen Intelligenz‘ heute (Orland); die Geschichte des anthropologischen Denkens seit dem 18. Jahrhundert, zumal der physischen Anthropologie, scheint zentral für ein Verständnis der Rassentheorien und Eugenik (Rölli und Hanke); die Fokussierung auf das menschliche Gesicht in den Verbrecherkarteien des späten 19. Jahrhunderts (Meyer) kann als Vorgeschichte gelesen werden zur gegenwärtigen ‚Automated Face Recognition‘ in Banken und Flughäfen (Kammerer); das ‚gefährliche Individuum‘ (Foucault) trat zum Ende des 19. Jahrhunderts am Kreuzungspunkt literarischer und kriminologischer Diskurse ins Leben (Potocnik); die Genealogie der Fettleibigkeit als Vorgeschichte wohlfahrtsstaatlicher

Gesundheitspolitik machte auf die heute noch virulente Verschränkung von Statistik, Versicherung und medizinischer Praxis aufmerksam (Thoms). Künstlerinnen *in actu* forderten schließlich – wenn auch randständig – das etablierte *Procedere* wissenschaftlicher Konferenzen heraus und intervenierten in das Selbstverständnis der Wissenschaften, indem sie die eigene, wissenschaftliche Praxis mit der Sprache der Kunst an die Grenzen der Erkenntnis führten.

Die Podiumsdiskussion zwischen Gabriele Werner, Faith Wilding, Bettina Bock v. Wülfigen und Volker Hess wurde durch einen Einwurf von Eugene Thacker auf einen Gedankenkomplex aufmerksam gemacht, den die Tagung ihrem Schwerpunkt nach nicht beantwortete, dessen Relevanz für eine gender-sensible Auseinandersetzung jedoch deutlich ist: die Ethik. Die große Mehrheit der Beiträge zerlegte die betrachteten Gegenstände in ihre materiellen und simulierten Einzelteile, um aufzuzeigen, was sie zusammenhält und wie sie wirken. Allerdings fehlte die normative Abwägung, inwieweit diese Dekonstruktionen wünschenswert seien. In der Diskussion mit dem Publikum wurde die Trennung zwischen „Digitalem“ und „Materie“ als eine Weiterführung der Körper-Geist-Dichotomie erörtert. Eine (ethische) Problematisierung der Digitalisierung sei demnach fragwürdig, da „flesh“ und „digits“ in binäre Oppositionen übersetzt würden. Es bestand allerdings Konsens, die soziokulturelle Nutzung der Technologien kritisch zu begleiten und auf ihre Potentiale, Risiken und missbräuchlichen Verwendungen zu beleuchten.

In der Bilanz zeigt sich die inzwischen scheinbar herrschende Ratlosigkeit der Geschlechter- und Machtkritik angesichts der Verwebung von Daten und Organischem: Kaum ein Beitrag widmete sich spezifischen Fallstudien des Widerstandes gegen Formen der Verdattung. Sicherlich, (feministische) WissenschaftsforscherInnen erkennen die Kritikfähigkeit ihrer Arbeiten zumeist in einer Form der Repolitisierung augenscheinlich naturalisierter Gegenstände (wie etwa Geschlechterrollen). Doch blieben die Studien, die sich explizit auf Fälle konzentrierten, in denen technologische Entscheidungen und Entwicklung noch nicht ‚stabilisiert‘ waren, in der Minderheit. Aufgrund des Fokus auf Machtprozesse im Epistemischen blieb unterbelichtet, wie etwa das Demokratiedefizit technologischer Entwicklung konzeptionell behandelt werden sollte. Dazu ließe sich an eine ältere Diskussion in den Science and Technology Studies (STS) anknüpfen. Winner (Winner 1993) fragte, ob es theoretisch zufriedenstellend sein kann, die ‚black boxes‘ der Technik nur zu öffnen, ohne zugleich die Macht durchdrungenen Verfahrensweisen politiktheoretisch zu analysieren und gesellschaftspolitische Konsequenzen moralphilosophisch zu bemessen (siehe die Antwort von Woolgar and Cooper 1999). Um an die zahlreichen wichtigen Ergebnisse der Tagung anzuknüpfen, müssten in Zukunft die oftmals impliziten Politikbegriffe in den Forschungsdesigns stärker hervorgehoben und voneinander abgegrenzt werden (Nahuis and van Lente 2008). In diesem Kontext mag auch die Diskussion zwischen Gerard de Vries und Bruno Latour um einen angemessenen Politikbegriff in den STS weiterführen (2007; Latour 2007).⁶ Hieran scheint jedenfalls eine neuere Tendenz in den STS deutlich zu werden, die Konstruktion demokratischer Legitimität mit der gleichen empirischen Methodik und Aufmerksamkeit zu untersuchen, wie dies zuvor für die Politik technologischer Entwicklungen geschehen war (siehe auch Jasanoff and Long Martello 2004). Die Frage der Legitimität verweist auch auf die Frage, was sozialwissenschaftliche Kritik an gegenwärtigen Prozessen der Verdattung und darüber hinaus heute bedeuten kann. Beide Fragen stellen sich gerade deshalb heute neu, weil deutlich geworden ist, dass es nicht mehr ausreicht (oder noch nie ausgereicht hat), in der Analyse auf die Gemachtheit naturalisierter Fakten und Gegens-

⁶ Ich danke Sonja Palfner, meinen Eindruck zum diffusen Politikverständnis der Tagungsbeiträge mit diesen Literaturhinweisen unterstützt zu haben.

tände hinzuweisen. In diesem Zusammenhang wäre es dringend angebracht, Latours Reflexionen zum Stand der Kritik im Zeitalter der Kriege in Wissenschaft und Politik zu reflektieren, um abzuwägen, ob der Geist der Kritik noch die richtigen Ziele verfolgt (Latour 2004). Es ist das Verdienst dieser Tagung, zu solchen Auseinandersetzungen geführt zu haben. Sie vermochte den deutschsprachigen Diskurs um diese Technologieentwicklungen mit den internationalen Debatten zu verknüpfen. Sowohl die interdisziplinäre Atmosphäre als auch die Verbindung von Kunst und Wissenschaft wirkte diskussionsanregend und wegweisend für den Untersuchungsgegenstand. Zudem hat sich gezeigt, dass sich das Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“ ausgesprochen kompetent und auf höchstem internationalen Niveau einbringen konnte.

Jochen F. Mayer, Institute of Geography, University of Edinburgh, J.Mayer@sms.ed.ac.uk

Sebastian Scheele

„Gleichstellungspolitik heute – Bilanz und Herausforderungen“ Zusammenfassung der Jubiläumstagung des GenderKompetenzZentrums am 29.10.2008

Das GenderKompetenzZentrum an der Humboldt-Universität zu Berlin wird seit fünf Jahren von der Bundesregierung gefördert. Es hat die Aufgabe, die Bundesverwaltung zur Gleichstellungspolitik zu beraten und insbesondere den Prozess der Umsetzung von Gender Mainstreaming zu unterstützen.

Neben dem eigenen fünfjährigen Jubiläum eignete sich das Jahr 2008 besonders gut dafür, einen Blick auf das Erreichte in der Gleichstellungspolitik zu werfen. Denn 2008 steht für eine Reihe von gleichstellungspolitischen Jubiläen: 100 Jahre Frauenstudium, 90 Jahre Frauenwahlrecht und 60 Jahre Grundgesetz. Auch die Einführung der Strategie Gender Mainstreaming jährt sich: In den Vereinten Nationen wird die Strategie seit fast 15 Jahren umgesetzt. Die Europäische Union blickt nach der Ratifizierung des Amsterdamer Vertrages auf fast 10 Jahre der Implementierung zurück. Seit der Verankerung von Gender Mainstreaming in der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien in Deutschland sind 8 Jahre vergangen.

Der Einladung des GenderKompetenzZentrums, Gleichstellungspolitik auch kritisch zu diskutieren, sind hochrangige Vertreter_innen aus der Europäischen Kommission, dem europäischen Ausland, aus der Bundes- und Landespolitik, den Bundes-, Landes- und Kommunalverwaltungen sowie aus der Wissenschaft und von NGOs gefolgt. Mehr als 70 Gäste tauschten sich über den aktuellen Stand von Gleichstellungspolitik sowie über zukünftige Herausforderungen aus. Dadurch trug die Jubiläumstagung dazu bei, die programmatische Debatte über Gleichstellungspolitik voranzubringen und Herausforderungen klarer zu markieren. Im Folgenden finden Sie ausführlichere Informationen zu den einzelnen Panels, Vorträgen und Diskussionen.

Dr. Karin Hildebrandt, Geschäftsführerin des GenderKompetenzZentrums, begrüßte die Teilnehmenden der Jubiläumstagung und stellte die Arbeit des GenderKompetenzZentrums vor. Sie konnte dabei auch auf den an diesem Tag erschienenen Band *„Between Success and Disappointment – Gender Equality Policies in an Enlarged Europe“* verweisen, den das GenderKompetenzZentrum im Rahmen seiner Schriftenreihe veröffentlicht hat.

Prof. Dr. Susanne Baer, LL.M., Direktorin des GenderKompetenzZentrums und Professorin an der Juristischen Fakultät und in den Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin, eröffnete die Tagung mit einem kursorischen Rückblick auf die Eröffnung des Gen-

der KompetenzZentrums vor fünf Jahren. Während damals „Gender“ häufig auf „Frauen“ und „Frauenförderung“ reduziert wurde, sei doch ein qualitativer Sprung zu verzeichnen; eine Herausforderung bestehe heute darin, Lebenslagen von Frauen und Männern unter Berücksichtigung der Interdependenzen verschiedener Ungleichheiten zu thematisieren. Zudem habe sich die Rolle des Staates verändert: Der Staat sei nun als handelnder und handlungsfähiger, als gewährleistender Staat gefragt. Hier stellen sich Fragen der Governance, also nach Zielen im Zusammenwirken mit Instrumenten, Steuerungsstrukturen und Verantwortlichkeiten. Das GenderKompetenzZentrum trägt mit seiner wissenschaftlichen Politikberatung zur nötigen soliden Wissensgrundlage bei.

Vladimír Špidla, Europäischer Kommissar für Beschäftigung, soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit, gratulierte dem GenderKompetenzZentrum in einer Videobotschaft. Er benannte einige aus Sicht der Europäischen Kommission zentrale gleichstellungspolitische Themen. Špidla adressierte besonders die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, bei der einige Fortschritte erkennbar seien, sowie das Lohngefälle, das nicht akzeptiert werden könne. Besonders betonte er die Wichtigkeit eines umfassenden Diskriminierungsschutzes und wies auf die entsprechenden Bemühungen und auch die Verantwortung Deutschlands hin.

Der erste Teil der Fachtagung eröffnete verschiedene **Perspektiven auf Gleichstellungspolitik** heute. Positionen bezogen die Bundesregierung, die Europäische Kommission sowie der Deutsche Frauenrat. Welche thematischen Prioritäten setzen sie, welche Handlungsbedarfe stellen sie heraus?

Eva Maria Welskop-Deffaa, Abteilungsleiterin der Abteilung Gleichstellung im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), beglückwünschte das GenderKompetenzZentrum zum Jubiläum und bedankte sich für seine Unterstützung des BMFSFJ. Welskop-Deffaa skizzierte die Perspektive der Bundesregierung auf die Gleichstellungspolitik in Deutschland. Auch wenn es Erfolge gebe, sei Deutschland vom Ziel Gleichstellung noch weit entfernt. Dies verdeutlichen zahlreiche Indikatoren beispielsweise zu Frauen in Führungspositionen und zur Entgeltungleichheit. Für das BMFSFJ stehen deshalb drei Themen im Zentrum: die gleiche Teilhabe von Frauen und Männern im Erwerbsleben, der Kampf gegen Gewalt gegen Frauen und geschlechtsbedingte Notlagen sowie die Erweiterung tradierter Rollenmuster, auch wenn dies bekanntlich auf Ängste und Vorbehalte treffe. In strategischer Hinsicht verfolgt das BMFSFJ zwei Ausrichtungen: Zum einen werde auf dem Fundament von Milieuforschung bei der Lebensrealität und den Bedürfnissen der Bevölkerung angesetzt. Zum anderen werde im Sinne des Gender Mainstreamings Gleichstellung als Querschnittsaufgabe gesehen. Dies sei kein „Zauberwerk“, sondern müsse eigentlich einleuchten, sei aber dennoch auf heftige Kritik und Vorwürfe gestoßen. Deshalb werden neue Wege der Kommunikation gesucht, um Gender Mainstreaming auch in der Bevölkerung verstanden zu wissen und zu verhindern, dass Menschen auf den Aufklärungsgestus der Medienpolemiken herein fallen. Es gehe darum, Gleichstellungs- und Familienpolitik nicht mehr zu polarisieren, sondern in ihrer Verknüpfung zu sehen, Win-Win-Situationen anzustreben und zudem Gleichstellung als Wert zu bewerben.

Laurent Aujean von der Generaldirektion für Beschäftigung, soziale Angelegenheiten und Chancengleichheit der Europäischen Kommission skizzierte das langjährige Engagement der Europäischen Union für Gleichstellung. Beispielhaft verdeutlichte Aujean das gleichstellungspolitische Vorgehen anhand der Beschäftigungspolitik. Notwendig seien auf der Ebene der Mitgliedstaaten drei Ansatzpunkte: Die Förderung des Doppelverdienstmodells bzw. der individuellen Sicherheit, der Kampf gegen Diskriminierung und Stereotype, um Segregation abzubauen, sowie die Implementierung von Gender Mainstreaming in allen arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Zudem müsse die Vereinbarkeit zwischen Arbeit und

Leben verbessert werden, wozu zentral ein Ausbau der Kinderbetreuungsstruktur gehöre. Auch zur Bekämpfung der Entgeltungleichheit benannte Aujean gute Beispiele der Mitgliedsstaaten wie Gesetzgebung, Einbezug der Sozialpartner und diskriminierungsfreie Arbeitsbewertungssysteme.

Brigitte Triems, stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Frauenrats und Präsidentin der European Women's Lobby, beleuchtete die deutsche Gleichstellungspolitik aus der Perspektive einer NGO. Der Deutsche Frauenrat erstellte mit einer Allianz von 28 Frauenverbänden einen Schattenbericht zum aktuellen deutschen Staatenbericht zur UN-Konvention zur Beseitigung der Diskriminierung der Frau (CEDAW). Triems bilanzierte, dass es im Bereich der gesetzlichen Regelung, der Institutionalisierung von Gleichstellungspolitik und der Datenlage über Gleichstellung in Deutschland einen immensen Fortschritt gegeben habe, doch die faktische Gleichstellung von Frauen und Männern noch auf sich warten ließe. Nötig sei eine Doppelstrategie aus temporären Sondermaßnahmen wie z.B. Frauenförderplänen sowie systematischem Gender Mainstreaming. Gender Mainstreaming werde jedoch von der Bundesregierung nicht mehr angewendet, vielmehr werde im Staatenbericht der angeblich schwer vermittelbare Anglizismus als Vorwand genutzt, sich von der Strategie zu verabschieden. Darauf folge aber keine gezielte Gleichstellungspolitik, was beispielsweise die schon vorher prognostizierten negativen Gleichstellungseffekte der Hartz-Gesetze illustrierten. „Es gilt die Rahmenbedingungen grundlegend zu verändern – nur so kann Chancengleichheit erreicht werden“, lautete Triems zentrale Botschaft.

Im zweiten Teil der Tagung dem ging es um strukturelle Fragen der Gleichstellungspolitik. Welche Steuerungsstrukturen und Ressourcen sind nötig, um Gleichstellung politisch zu gestalten? Ein von verschiedenen Akteur_innen gewählter Weg ist die Bündelung von gleichstellungspolitischen Zielen und Maßnahmen in umfassenden **Gleichstellungsprogrammen**. Die Jubiläumstagung brachte zwei zentrale Personen aus Dänemark und dem Land Berlin zusammen, um über das jeweilige Vorgehen und die Erfahrungen zu sprechen.

Almuth Nehring-Venus, Staatssekretärin in der Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen Berlin, berichtete vom im April 2008 beschlossenen gleichstellungspolitischen Rahmenprogramm des Landes Berlin. Darin werden gleichstellungspolitische Ziele für die in der Koalitionsvereinbarung festgelegten prioritären Politikfelder benannt: Bildung, existenzsichernde Beschäftigung, Demographie, soziale Gerechtigkeit und Integration. Die Grundlage dafür bildet die Erkenntnis, dass ohne Gender den jeweiligen Herausforderungen nicht begegnet werden kann. Aufbauend auf das Rahmenprogramm wird ein Masterplan Gleichstellung erstellt, der abrechenbare Ziele und Fristen und konkrete Maßnahmen und Projekte aus den Fachaufgaben enthält. Gender Mainstreaming wird als ein zentrales Analyse- und Steuerungsinstrument klar mit politischen Zielsetzungen in prioritären Politikfeldern verbunden. Die systematische Koordination erfolgt in einem Staatssekretärsausschuss Gleichstellung, so dass auch politischer Wille erkennbar ist. Auf diese Weise könne – analog zu den Erfahrungen mit Gender Mainstreaming in Berlin – langfristig von einer positiven Identifikation ausgegangen werden; schon jetzt seien Widerstände nicht mehr in alter Massivität erkennbar.

Die dänischen Erfahrungen mit Gleichstellungs-Aktionsplänen stellte **Vibeke Abel** vor, Leiterin der Abteilung Gleichstellung im dänischen Gleichstellungsministerium. In Dänemark gibt es aktuell gleich vier Aktionspläne: zu Gender Mainstreaming, zu Menschenhandel, zu häuslicher Gewalt sowie den jährlichen Bericht, der jeweils mit einem Aktionsplan für das nächste Jahr schließt. Zentral für diese ambitionierten Selbstverpflichtungen ist eine gesetzliche Verankerung (Gender Equality Act, 2000). Auch nach dem Regierungswechsel 2001 sei Gleichstellungspolitik ein Politikfeld wie jedes andere auch geworden. Es gebe einen relativ breiten Konsens über die Ziele, dass nämlich Gleichstellung ein Grundwert in

Dänemark sei, aber verschiedene Vorstellungen von den Wegen existieren, sie zu erreichen. Abel zeigte sich äußerst überrascht von der deutschen Medienpolemik gegen Gender Mainstreaming und Gleichstellungspolitik – in Dänemark werde Gender Mainstreaming als Instrument zur Erreichung von Gleichstellung gesehen, das gut oder schlecht funktionieren könne, hätte aber kein Empörungspotential.

Die Beiträge zeigten, dass Rahmen- und Aktionspläne eine vielversprechende Gestaltungsoption in der Gleichstellungspolitik bieten. Sie können zu mehr Kohärenz in der Gleichstellungspolitik beitragen. So ließe sich auch auf Kritik an Gender Mainstreaming reagieren, denn es werde in einen neuen Rahmen gestellt und deutlicher mit Zielen verbunden.

Mit der Frage der **institutionellen Mechanismen und Strukturen** befasste sich der letzte Teil der Fachtagung.

Prof. Dr. Christine Färber, Hochschule für angewandte Wissenschaften Hamburg, präsentierte eine kritische Einschätzung vom Rückblick und Stand von Gender Mainstreaming und Gender Budgeting. Sie blickte zurück auf die Versuche von Frauenpolitikerinnen und Feministinnen, wirkliche Gleichstellung umzusetzen, nicht nur den Anspruch auf Chancengleichheit, sowie auf die Widerstände, mit denen sie zu kämpfen hatten. Gender Mainstreaming – sowie Gender Budgeting als dessen finanzpolitische Teilstrategie – sei dann ein intelligentes Konzept gewesen, diese Widerstände zu versachlichen und sie auf einer fachpolitischen Ebene bearbeiten zu können. Anfangs sei der Implementierungsprozess sehr erfolgreich gewesen: Die Interministerielle Arbeitsgruppe Gender Mainstreaming wurde eingerichtet, Pilotprojekte durchgeführt, Beschäftigte geschult, Genderbeauftragte in allen Ressorts benannt, Arbeitshilfen erstellt, Öffentlichkeitsarbeit betrieben etc. und nicht zuletzt wurde 2003 das GenderKompetenzZentrum eingerichtet. Heute sieht sie, dass Strukturen abgebaut werden, die Arbeitshilfen nicht sinnvoll angewendet werden, der politische Wille nicht mehr erkennbar ist. Gleichzeitig werde Gender Mainstreaming und Gender Budgeting in Bundesländern und europäischen Nachbarländern erfolgreich implementiert. Dort seien Gleichstellungsziele konkret operationalisiert, es gebe klare Top-Down-Prozesse und gezielte Organisationsentwicklungsmaßnahmen. Färber sieht Gleichstellung in Deutschland unterinstitutionalisiert: Nötig wäre nicht nur ein GenderKompetenzZentrum, sondern eine dauerhaft verankerte, stark institutionalisierte „Behörde für Gleichstellung“. Gleichstellung sei eine Daueraufgabe, für die es nötig ist, Ziele zu entwickeln, was zwar nicht konfliktfrei sei, aber auf viele frauenpolitische überparteiliche Konsense zurückgreifen könne. Bei allem Spielraum für unterschiedliche Konzepte und politische Antworten sei aber die Strategie Gender Mainstreaming selber unverzichtbar.

Jochen Geppert und **Sandra Smykalla** entwickelten aus den Erfahrungen der Arbeit des GenderKompetenzZentrums Herausforderungen für Gleichstellungspolitik und betonten die Notwendigkeit von klaren gleichstellungspolitischen Zielsetzungen und Steuerungsstrukturen. Auf der Ebene der Ziele liegt die Herausforderung besonders darin, politische Ziele zu setzen und diese dann in operative Ziele für die Facharbeit und die interne Steuerung herunterzubrechen. Gerade die politischen Ziele seien im Rahmen des bisherigen Gender Mainstreaming Prozesses eher unterbelichtet gewesen. Auf der Ebene der Strategien besteht eine Herausforderung darin, mit der institutionellen Schwäche umzugehen, die jeder Querschnittsaufgabe eigen ist. Das betrifft Fragen der fehlenden und/oder sich überschneidenden Zuständigkeiten sowie der Widerstände. Um eine Querschnittsaufgabe steuern zu können, bedürfe es Strukturen für Gestaltung und Koordination und entsprechende Ressourcen. Auf der Ebene der Wirkungen besteht die Herausforderung besonders darin, sichtbare, messbare und nachhaltige Ergebnisse zu erzielen. Strukturelle Wirkungen seien durch Kontinuität in der strategischen Linie und Flexibilität in der konkreten Gestaltung erzielbar. Zudem stellt sich auf einer anderen Ebene die „Herausforderung Vielfalt“, also die

Gestaltung einer Gleichstellungspolitik, die neben Geschlecht auch weitere Kategorien in den Blick nimmt und auf den Abbau mehrdimensionaler Ungleichheiten abzielt: eine auch in diesem Sinne „integrative Gleichstellungspolitik“.

Die Jubiläumstagung beschloss **Prof. Dr. Susanne Baer, LL.M.**, mit einigen Reflexionen auf die Beiträge und Perspektiven des Tages. Sie resümierte die diskutierten Themen wie die Vereinbarkeit von Erwerbs- und Privatleben und die Erwerbsarbeit. Bei allen Themen müssten selbstverständlich die Erkenntnisse der Debatten um Interdependenzen sowie Queer Theory ernstgenommen werden. Des Weiteren waren strukturell-institutionelle Fragen der Gleichstellungspolitik ein Thema, also Herausforderungen bei Zielen, Strategien und Wirkungen. Baer stellte die aus Dänemark aufgeworfene Frage: Ist Gleichstellungspolitik ein Politikfeld wie jedes andere? Das Kernproblem sei wohl eine geringe Reputation, also ein Machtdefizit. Es müsste offensiv herausgestellt werden, dass Gleichstellung ein wichtiger Wert ist und was er genau bedeute. Das durchaus gelingende Agenda-Setting, das sich in den nicht abreißenden Medienberichten zu gleichstellungspolitischen Themen zeigt, sollte genutzt werden für eine „Renaissance der Gleichstellungspolitik“.

Eine Zusammenstellung der Vorträge und Panels mit Links zu einzelnen Vorträgen und zitierten Dokumenten sowie eine Übersicht über vertiefende Literatur und Links zur Jubiläumstagung finden Sie auf der Homepage des GenderKompetenzZentrums unter:

<http://www.genderkompetenz.info/aktuelles/fachtagungen/jubilaeum/>

Karin Aleksander

43. Tagung der Frauen- und Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationseinrichtungen in Hamburg vom 06.-09. November 2008

So viele Jubiläen wie bei diesem Treffen wurden schon lange nicht mehr gefeiert: 2008 beging das Berliner Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrum (**FFBIZ** e.V.) den 30. Jahrestag seiner Gründung 1978! Der **Spinnboden** (Lesbenarchiv und Bibliothek) in Berlin feierte den 35. Geburtstag. Das gesamte **Berliner Netzwerk** mit zur Zeit 10 Einrichtungen existiert schon seit 15 Jahren! Das Wiener Lesbenarchiv **Stichwort** konnte 2008 auf 25 ereignisreiche Jahre zurückblicken! Und das Bremer Frauenarchiv „**belladonna**“ feierte seinen 20. Jahrestag!

Unter diesem Aspekt war das Motto der alljährlich stattfindenden Tagung aller Frauen-, Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationseinrichtungen des deutschsprachigen Raumes für 2008 folgerichtig gewählt: „**100 Jahre Frauenstudium – Die Bedeutung von Frauenbibliotheken und -archiven im Wandel der Zeit**“. Schon seit Ende des 19. Jahrhunderts gibt es Frauenarchive und -bibliotheken in Deutschland. Um 1910 hatte z.B. jeder der ca. 4.000 Ortsvereine des Bundes deutscher Frauenvereine eine eigene Bibliothek. Auch große Frauenarchive entstanden Ende des 20er Jahre, darunter das noch heute existierende Archiv des Deutschen Staatsbürgerinnen-Verbandes. Dieses Archiv wurde während der i.d.a.-Sitzung als eine von vier weiteren Einrichtungen in den Dachverband aller deutschsprachigen Frauenarchive und -bibliotheken⁷ aufgenommen, sodass dort jetzt 37 Einrichtungen zusammenarbeiten (30 aus der BRD, vier aus Österreich, je eine aus Luxemburg, der Schweiz und Italien).

⁷ i.d.a. (= informieren, dokumentieren, archivieren) – Dachverband der deutschsprachigen Frauen- und Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationseinrichtungen; gegründet 1994; <http://www.ida-dachverband.de>

Wie aktuell und notwendig diese Bibliotheken und Archive heute noch sind, stand als Frage über allen Diskussionen. In ihrem Grußwort verwies Prof. Dr. Christa Randzio-Plath (1. Vorsitzende des Landesfrauenrats Hamburg) auf die schwierige frauenpolitische Situation in Hamburg, die sich z.B. auf die Finanzierung von Gender-Professuren und die Koordinationsstelle an der Universität negativ auswirkt. Viele Einrichtungen bestätigten solche Auswirkungen auch für ihre Situation. Aber nicht nur das Zuschussgeld wird weniger, auch die Nutzerinnen bleiben in einigen Einrichtungen immer häufiger aus. Natürlich gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Etat für aktuelle Publikationen und Nutzen der Bibliothek, aber nicht nur. In der Podiumsdiskussion zum Thema der Tagung am zweiten Tag ging es auch um die Frage: Ist der Bedarf für Frauenarchive noch da oder nur im Herzen ihrer „Macherinnen“? Da Veranstaltungen in der Regel gut besucht, aber die Buch- und Archivbestände weniger genutzt werden, erscheint als eine Lösung, mehr Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben. Es soll deutlicher gemacht werden, welche Schätze in den Archiven und Bibliotheken lagern, welche Diskussionen ihren Anfangspunkt schon in der Vergangenheit hatten. Archive und Bibliotheken können solche Forschungsfragen in den Hochschulen und Universitäten anbieten und damit z.B. Seminarschwerpunkte und Abschlussarbeiten anregen. Der erste Vortrag von Prof. Dr. Beger (Direktorin der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg) zur „Bedeutung von Bibliotheken im Zeitalter von Internet und Neuen Medien“ verwies gerade auf die notwendigen Fortschritte bei der Werbung für die Bibliotheken und auf die wachsende Rolle von Angeboten im Internet. Auch hier soll sich einiges tun bei den Frauenarchiven und -bibliotheken! Viele haben schon Online-Kataloge, die meisten eigene Websites, einige geben regelmäßig Zeitschriften und Ankündigungsdienste heraus oder ein Weblog (s. i.d.a.-Homepage). Der Dachverband i.d.a. plant für die Zukunft eine Metadatenbank mit den existierenden OPAC, um die Suche für die Nutzerinnen zu verbessern, aber vor allem, um die Schätze der Einrichtungen mehr publik zu machen. So eine tiefgründige und sachkundige inhaltliche Verschlagwortung gibt es in den traditionellen Katalogen bisher nicht, auch die Personen aus der Theorie und Praxis der Lesben- und Frauenbewegung werden meist nicht erfasst.

Um dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen, soll ein Finanzierungsantrag gestellt werden, der sowohl Mittel für dieses Projekt als auch für eine Geschäftsstelle enthält, die die zentralen Aufgaben wie Öffentlichkeitsarbeit, Vernetzung, internationale Zusammenarbeit und gemeinsame Projekte nachhaltiger sichern kann.

So soll auch unser Projekt „ZDB“ weiterlaufen. Bisher sind 1.799 verschiedene Zeitschriftentitel zu Frauen- und Geschlechterthemen aus den i.d.a.-Einrichtungen in der Zentralen Zeitschriftendatenbank gemeldet, der weltweit größten Datenbank für Zeitschriften.⁸

Damit all das, was aus diesen Zeitschriften für Studium und Forschung kopiert wird, auch juristisch korrekt abläuft, informierte uns Prof. Beger in einem zweiten Vortrag am zweiten Tag über die aktuelle Urheberrechtsnovelle von 2008 und beantwortete viele konkrete Fragen aus der Praxis.

Die **fünf Arbeitsgruppen** beschäftigten sich in diesem Jahr

- mit der Konzeption für die Metadatenbank (dafür wurde ausnahmsweise der Austausch der FAUST-Anwenderinnen genutzt);

⁸ ZDB: <http://dispatch.opac.ddb.de/>

Wer links „Sigelverzeichnis“ aufruft, bei „suchen/und“ „Region/Verbund“ anklickt und dann „ida“ ins Suchfeld schreibt, bekommt eine Liste all der 21 Einrichtungen, die bisher die Zeitschriftentitel an die ZDB geliefert haben.

- auch die AG Systematik/Verschlagwortung diskutierte unter dem Aspekt formale oder inhaltliche Verschlagwortung in der Metadatenbank die Vor- und Nachteile dieser Varianten und lieferte damit eine Zuarbeit für die Abschlussrunde;
- wieder mit dem Thema „Ehrenamtliche“, weil es ohne diese „Zeitspenderinnen“ in vielen Einrichtungen wegen mangelnder Bezahlung gar nicht laufen würde, es andererseits aber für die dort Arbeitenden mit Ehrenamtlichen auch zeitraubender wird (Qualität, Komplexität der Arbeit und Zeit für Einarbeitung) und ein ambivalentes politisches Signal für finanzielle Forderungen sein kann;
- mit dem Hamburger Oral-History-Projekt „Werkstatt der Erinnerung“;
- und die AG Nutzerinnen im Netz debattierten darüber, wie präsent die Einrichtungen im Netz sind, wie das mit Statistik überprüft werden kann und was in Zukunft wie zu verbessern wäre.

Am interessantesten und lebendigsten sind auf jedem Treffen die Berichte aus den einzelnen Einrichtungen. Obwohl ein aktueller Jahresbericht jedes Archivs und jeder Bibliothek vorab eingereicht und schon im Vorfeld der Tagung von allen gelesen werden kann, brauchen die erzählten „Tops“ und „Flops“ des Jahres immer mehr Zeit als veranschlagt. Als Beilage zum Protokoll ist hier dann nachzuschlagen, welches Projekt beeindruckte, welche Publikation auch für die eigene Bibliothek angeschafft werden sollte, mit wem es sich zu verlinken lohnt zum Wohle der Nutzerinnen, wer welche Veranstaltungen warum so erfolgreich durchführt und wer das nächste Jubiläum feiert.

Das nächste Jubiläum wird das 44. Treffen 2009 in Berlin sein!

In Hamburg war es das 43. Treffen, aber im 25. Jahr der gemeinsamen Treffen überhaupt, weil bis in die 90er Jahre hinein zwei jährliche Treffen durchgeführt wurden. So gab es diesmal auch ein Jubiläum für alle!

Aline Oloff, Eva Johach, Sophia Könemann

Scham und Schuld. Geschlechter(sub)texte der Shoah

Konferenz des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ vom 14. bis 15. November 2008 an der Humboldt-Universität zu Berlin

Scham und Schuld konstituieren zentrale Narrationen, in denen die Verbrechen der Shoah erzählt werden. Verhandeln die Überlebenden ihre traumatischen Leiden, die unabschließbar sind, so kursieren auf der Täter_innenseite vielfältigste Erzählungen, welche versuchen, die Shoah zu bannen und/oder sie in ein nationales deutsches Motiv verwandeln. Der Schwerpunkt der Konferenz „Scham und Schuld. Geschlechter(sub)texte der Shoah“ lag auf dem Umgang mit der Shoah und ihrer von Scham und Schuld bestimmten Erinnerung auf der Täter_innenseite. Dabei war das Ziel ein doppeltes – sowohl die als Männer und Frauen schuldig Gewordenen als auch die im Erinnern und Verschweigen der Shoah zirkulierenden Gender-Codierungen rückten in den Fokus: Welcher Zusammenhang besteht zwischen diesen Gender-Codierungen und den Verbrechen der Shoah? Ist die Einnahme von Opferpositionen als verborgene Schuldabwehr- bzw. Ermächtigungsstrategie zu verstehen?

Auf der Konferenz, die auf einem Konzept von Konstanze Hanitzsch und Sven Glawion basierte, wurden vielfältige – oft auch kontroverse – Perspektiven aus den Literatur-, Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften aufgenommen. Den Organisator_innen Maja Figge, Konstanze Hanitzsch, Sven Glawion, Florian Kappeler und Nadine Teuber, die alle Doktorand_innen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ waren oder sind, ist

es gelungen, einen weiten thematischen Bogen zu schlagen, unter dem Schauplätze wie Familie, Religion, Justiz, Psychoanalyse, Sex und Politik beleuchtet wurden.

Die Literaturwissenschaftlerin Prof. Dr. Inge Stephan (Berlin) eröffnete die Konferenz mit dem Vortrag: „Verwischte Spuren – Nachbilder der Shoah als Kryptogramm in Texten von Autorinnen“. Darin untersuchte sie die Auseinandersetzung mit der Shoah in Judith Herrmanns Erzählung *Rote Korallen* und zeigte, wie Scham und Schuld über die Thematisierung von Sexualität ‚verdeckt‘ bearbeitet werden. Im Anschluss daran hielt die Kunsthistorikerin Dr. Kathrin Hoffmann-Curtius (Berlin) einen Vortrag zu „Deutschen Denkmalpolitiken nach 1945“, in dem sie sich anhand einzelner Denkmäler der frühen Nachkriegszeit und der ihre Errichtung begleitenden öffentliche Debatten mit der Frage nach der Repräsentation von Schuld zwischen tradiertem Heldenbild und eingeübter Opfervorstellung beschäftigte.

Der Sozialwissenschaftler Dr. des. Jan Lohl (Hannover) eröffnete das Panel 1 unter dem Titel „Wissensarchiv Psychoanalyse“ mit seinem Vortrag „Zur Geschlechtsspezifität transgenerationaler Identifizierungen“. Er ging der Frage nach, wie sich Schuld bzw. Schuldgefühle an die Kinder von NS-Mitläufern übertragen. Kinder geraten, so Lohl, häufig in die Position einer „narzisstischen Funktionalisierung“ durch die Eltern, die auch im Kontext einer kollektiven Schuldabwehr zu sehen ist. Kinder ihrerseits entwickeln einen „inneren Sinn“ (Buchholz) für die Abwehrreaktionen ihrer Eltern, wobei deren Schuld als eigene empfunden wird. Wirksam sei hier oftmals eine gleichgeschlechtliche Linie der Identifizierung. Katharina Obens, Psychologin aus Berlin, thematisierte eine ähnliche Frage. Sie untersuchte in einer Re-analyse Interviews aus (sozialwissenschaftlichen) Studien, die vor allem die Übertragungen von Schuldgefühlen auf die Enkelgeneration zum Gegenstand hatten. Es gebe, so Obens, eine generelle Tendenz, Scham- in Schuldgefühle umzudeuten, und auch Scham nicht in ihrem eigenen Charakter, sondern als Folge von Schuld zu thematisieren. Den Abschluss des Panels bildete erstes Material aus einem Film mit dem Titel *Liebe Geschichte. Nationalsozialismus im Leben der Nachkommen von Täter/innen*. Basis des Films sind Interviews, welche die Filmemacherinnen Simone Bader und Jo Schmeiser (Klub Zwei, Wien) mit Frauen aus der DDR, Westdeutschland und Österreich führten. Als ein Leitmotiv erwies sich die Frage, ob die persönliche Betroffenheit oder das generelle Bewusstsein, in einer Post-NS-Gesellschaft zu leben, gleichermaßen intensive Auseinandersetzungen bewirken kann.

Um Geschlechtercodierungen im juristischen Diskurs ging es in dem Panel 2, „Iustitia“. Dr. Simone Erpel (Berlin) ging anhand literarischer und visueller Narrationen über NS-Täterschaft der Herstellung von Geschlechterbildern im juristischen Kontext nach. Ljiljana Heise (Berlin) fragte am Beispiel des Prozesses der KZ-Aufseherin Greta Bösel, mit welchen Strategien Unschuld inszeniert und inwieweit die Kategorie Geschlecht zur Entschuldung genutzt wurde. Jeanette Toussaint (Potsdam) untersuchte abschließend, wie Frauen über ihre Dienstzeit in den Lagern Auschwitz und Majdanek (nicht) gesprochen haben und welcher Bedeutung hier Geschlecht in Bezug auf Scham und Schuld zukommt.

Der Samstag begann mit zwei umfangreichen Keynote-Vorträgen. Die Philosophin Prof. Dr. Hilge Landweer (Berlin) theoretisierte die Unterscheidung von Scham, Beschämung und Zorn und die Literaturwissenschaftlerin Prof. Dr. Birgit Dahlke (Berlin) analysierte in ihrer medientheoretisch informierten Lesart zu Jonathan Littells Roman *Les Bienveillantes* den „Überschreitungsroman“ zwischen Pornographie, Verweiblichungsbegehren, Homosexualität und Misogynie als Symbolisierungsstrategie von verweiblichter Scham.

Konzentrierte Literaturwissenschaft bot das Panel 3, „Schuld und Sühne. Geschlechtercodes der Religionen“. Mirjam Bitter (Gießen), Tim Lörke (Heidelberg) und Naomi Schulman (Berkeley) untersuchten in ihren Lesarten zu Alessandro Pipernos Roman *Con le peggiori intenzioni*, Ulla Berkéwicz' *Engel sind schwarz und weiß* und Paul Celans *Nah, im Aortenbo-*

gen, wie religiöse Codierungen von Geschlecht in literarischen Texten aufgenommen, instrumentalisiert und gewendet werden, um Täter_innen- und Opferpositionen in Bezug auf die Shoah zu thematisieren und bedeutsam zu machen. So stellt z.B. Ulla Berkewicz einen problematischen Zusammenhang von Opferschaft, Weiblichkeit und Frömmigkeit her, dem ‚dunkle‘, männliche Täter gegenübergestellt werden. Letztere werden als verweiblicht dargestellt, insofern sie sich mit ihren Verbrechen konfrontieren.

Im Zentrum der drei Beiträge im Panel 4, „Vater, Mutter, Kind – und Schuld“, stand die Frage nach der Verknüpfung von Täter_innenschaft und Familienkonstellationen in der Auseinandersetzung der nachfolgenden Generationen mit Nationalsozialismus und Shoah. Diese Frage wurde entlang sehr unterschiedlicher Gegenstände verhandelt: Während PD Dr. Margit Reiter (Zeitgeschichte, Wien) über die in der NS-Nachfolgegeneration kursierenden Vater- und Mutterbilder sprach und auf die stereotypen Wissensbestände des aktiven Tätervaters und der passiven Mutter als Gesinnungstäterin hinwies, setzte Julia Freytag (Literaturwissenschaft, Hamburg) bei aktuellen Familienromanen an und stellte eine Verbindung zwischen dem sich hier artikulierenden Familiengedächtnis und den mythologischen Figuren ‚Elektra‘ und ‚Ödipus‘ sowie deren Verarbeitungen in der Freudschen Psychoanalyse her. Einen gänzlich anderen Zugang wählte Dr. Irene Berkel (Kulturwissenschaft, Bochum/Innsbruck). Sie zeigte Gemeinsamkeiten in der Konstruktion des nationalsozialistischen Täters in Luchino Viscontis Film *Die Verdammten* (1969) und Jonathan Littells Roman *Die Wohlgesinnten* (2008) auf. In beiden werde die Familie als Inzest- und Schuldzusammenhang dargestellt, die ein Tätersubjekt mit diffuser sexueller Identität hervorbringt und damit die Grundlage des Naziregimes bildet. Trotz der sehr heterogenen Gegenstände wurde in der gemeinsamen Diskussion die große Bedeutung des genealogischen Erzählens deutlich.

Die These, dass Sexualität und Politik gerade im Nationalsozialismus eine enge Konfiguration eingingen, ist mit Dagmar Herzogs Buch „Die Politisierung der Lust“ neu zur Debatte gestellt worden. Herzog schreibt dem NS bezüglich sexueller Fragen sowohl eine Fortsetzung libertärer als auch konservativer Tendenzen zu. Der Sozialpsychologe Sebastian Winter (Hannover) schloss sich im Panel 5, „Sex und Politik. Die Shoah zwischen Privatheit und Öffentlichkeit“, diesen Thesen in vielen Punkten an, kritisierte jedoch die Unterscheidung ‚freier‘ versus ‚unterdrückter‘ Sexualität angesichts der inhaltlichen Spezifik von durch den NS geförderten bzw. verfolgten Formen der Sexualität als unzureichend. Dr. des. Regina Mühlhäuser (Hamburg) bezog sich in ihrem Vortrag auf Debatten über die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Soldaten der Roten Armee und machte darauf aufmerksam, dass im Gegensatz dazu die massiven Akte sexualisierter Gewalt gegenüber Sowjetbürger_innen durch Deutsche – auch in der Wissenschaft – entweder gar nicht thematisiert oder als Liebesbeziehungen verklärt werden. Die Gender-Wissenschaftlerin Dr. Sabine Grenz von der Universität Göteborg widmete sich der Reflexion des NS durch Frauen unmittelbar nach 1945 anhand der fragmentarischen Form des Tagebuchs. Gerade an diesem zentralen historischen Einschnitt ließ sich gut beobachten, wie „archiviertes Familienwissen“ nicht nur dar-, sondern auch hergestellt wird: So wurden in den Tagebüchern selbst affirmative Haltungen zum NS bereits wenige Wochen nach der deutschen Kapitulation durch die eigene Inszenierung als Opfer des Regimes ersetzt.

Die Konferenz endete mit einem Podium, auf dem die Religionswissenschaftlerinnen PD Dr. Susanne Lanwerd (Basel) und Dr. Insa Eschebach (Leiterin der KZ-Gedenkstätte Ravensbrück in Fürstenberg/Havel) sowie der Psychoanalytiker Dr. Kurt Grünberg (Frankfurt/Main) miteinander diskutieren. Zu Beginn gab die Kulturwissenschaftlerin PD Dr. Dorothea Dornhof (Berlin, Frankfurt/Oder) eine Einführung in deutsch-deutsche Erinnerungspolitik an die Shoah und moderierte das anschließende Gespräch, in dem besonders

über die Verwendung der Begriffe ‚Opfer‘ und ‚Täter‘ äußerst kontrovers debattiert wurde: Besteht nicht die Gefahr, dass in heterogenen und ambivalenten Situierungen solcher Positionen der entscheidende Unterschied insbesondere jüdischer und deutscher Erfahrungen verschwindet? Auch darin zeigte sich die Aktualität und Brisanz des Tagungsthemas. Eine Publikation ist in Arbeit.

Michael Frey

„Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht“

Ein wissenschaftliches Colloquium aus Anlass des sechzigsten Geburtstages von Prof. Dr. Hildegard Maria Nickel am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin (12.12.2008)

Im Jahr 2008 vollendete Hildegard Maria Nickel ihr sechzigstes Lebensjahr. Dies nahmen ehemalige StudentInnen, einstige und gegenwärtige MitarbeiterInnen sowie jetzige Kolleginnen am Lehrbereich „Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse“ des Instituts für Sozialwissenschaften zum Anlass, um gemeinsam mit dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien ein wissenschaftliches Colloquium durchzuführen. Thema waren die gegenwärtigen Entwicklungsperspektiven von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen. Eingeladen waren gleichermaßen VertreterInnen der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der soziologischen Arbeitsforschung. Damit sollten die lange Zeit eher getrennt nebeneinander herlaufenden Forschungs- und Diskussionsstränge beider Disziplinen zusammengeführt werden, um zu einem Austausch über augenblickliche Entwicklungstendenzen von Arbeit und Geschlecht zu kommen. Damit war zugleich eine Perspektive aufgerufen, der sich Hildegard Maria Nickel in ihren Aktivitäten als Forscherin und Hochschullehrerin immer verpflichtet fühlte und fühlt: Arbeit und Geschlecht zueinander ins Verhältnis zu setzen und als einen integralen und zugleich interdependenten Entwicklungszusammenhang zu begreifen, dessen Analyse zentral für das Verständnis der *ganzen* Gesellschaft ist.

Der Einladung gefolgt waren ca. 80 KollegInnen, die im ersten inhaltlichen Themenblock „Zeitdiagnose(n) des ‚neuen Kapitalismus‘“ diskutierten. *Irene Dölling* (Potsdam) rekonstruierte dazu in ihrem Beitrag „Transformationen. Nach dem Ende der ‚arbeiterlichen Gesellschaft‘ das Ende der Arbeitsgesellschaft?“ zwei Argumentationslinien: Zum einen die Rede von der „Krise der Arbeitsgesellschaft“, die durch politische Gestaltung behebbar sei, so dass Erwerbsarbeit weiterhin als zentraler Modus sozialer Integration fungieren kann. Zum anderen die Rede vom „Ende der Arbeitsgesellschaft“, die die Funktionsfähigkeit der Erwerbsarbeit als Mechanismus sozialer Integration grundsätzlich in Frage stellt. Dölling nahm dies zum Anlass, Begriffe und Vorstellungen sowohl der Soziologie als auch der Frauen- und Geschlechterforschung grundsätzlich zu hinterfragen und kritisch auf ihre Angemessenheit hinsichtlich der gegenwärtigen Umbruchprozesse zu überprüfen. So sei zwar in beiden Disziplinen der Arbeitsbegriff mittlerweile erweitert; nach wie vor aber blieben sowohl Soziologie als auch Frauen- und Geschlechterforschung dem „Paradigma der Erwerbsarbeit als Basismatrix sozialer Integration“ verhaftet. Dahingegen plädierte Dölling an beide Disziplinen, die „klassifikatorischen Voraussetzungen für eine Entkopplung von Lohnarbeit und sozialer Integration“ zu schaffen, um darüber auch die traditionelle Grenzziehung zwischen produktiven und reproduktiven Tätigkeiten mit samt ihren geschlechterhierarchischen Implikationen in Frage zu stellen. Sie erinnerte in diesem Zusammenhang auch daran, dass in der alten Forderung der Frauen- und Geschlechterforschung nach ge-

sellschaftlicher Anerkennung der privaten Fürsorgearbeit immer auch mitschwang, dass es Tätigkeiten und Bereiche geben solle, die nicht der kapitalistischen Verwertungslogik unterliegen.

In seinem Kommentar ging *Klaus Dörre* (Jena) auf den bereits seit den 1980er Jahren anhaltenden Streit zwischen „Krise“ oder „Ende der Arbeitsgesellschaft“ ein und stellte kurz seine Position dar, die nach wie vor am Begriff der Erwerbsarbeit als zentralen Mechanismus sozialer Integration festhält. Dies war Ausgangspunkt für ein Interpretationsangebot zum Wandel des gegenwärtigen Kapitalismus, das vor allem auf das Konzept der „inneren Landnahme“ von Luxemburg rekurrierte. Dörre verdeutlichte, dass durch eine fortgesetzte Vereinnahmung von sozialen Bereichen, die bislang nicht der kapitalistischen Verwertungslogik unterlagen, der Gegenwartskapitalismus eine Revitalisierungsdynamik entfaltet, die ihn – trotz augenblicklicher Krisenphänomene – weiterhin stark und lebendig mache. Dabei sei die Vereinnahmung von sozialen Lebensbereichen – oder m.a.W. die „Ökonomisierung des Sozialen“ – nicht allein als „Kolonialisierung“ zu verstehen, sondern als ambivalenter Prozess, der durchaus auch mit neuen Chancen und attraktiven Angeboten für die betroffenen Subjekte einhergehe (z.B. hinsichtlich der Herauslösung aus alten Abhängigkeiten).

Im zweiten Themenblock ging es um den gegenwärtigen Stand feministischer Theorie und um die Frage, ob „feministische Perspektiven neu (zu) erfinden“ sind. *Brigitte Aulenbacher* (Linz) antwortete darauf in ihrem Beitrag mit einem klaren „Nein“. Sie begründete dies damit, dass sich die gegenwärtige Gesellschaft nicht soweit verändert habe, dass bisherige Ansätze und Begriffe der Frauen- und Geschlechterforschung obsolet geworden wären. Stattdessen könne am Erkenntnisgewinn sowohl der sozialkonstruktivistischen Geschlechterforschung als auch der inzwischen weiterentwickelten feministischen Gesellschaftstheorie angeknüpft werden. Diese gelte es allerdings in neuer Weise miteinander zu verbinden und gemeinsam für gegenwärtige Frage- und Problemstellungen fruchtbar zu machen. Aulenbacher illustrierte zunächst am Beispiel der feministischen und geschlechtersoziologischen Arbeitsforschung, wie beide Perspektiven erkenntnisfördernd zusammenwirken. Allerdings machte sie dabei zugleich auch auf neue Herausforderungen aufmerksam, auf die mit einer Weiterentwicklung der bestehenden Theorieangebote zu reagieren sei. Aulenbacher schlug dafür eine neue Kombination der Begriffe Relation, Vermittlung und Kontingenz vor. Mit dem Begriff der Relation könne der jeweilige Zusammenhang von sozialen Bereichen, Sektoren oder Segmenten erfasst und auf das gesellschaftliche Gesamtgefüge bezogen werden. Mit dem Begriff der Vermittlung lassen sich vorhergehende soziale Entwicklungsprozesse als „geschichtliche Überhänge“ sowie aktuelle Entwicklungsprozesse als soziale Auseinandersetzungen und Aushandlungen verdeutlichen. Mit dem Begriff der Kontingenz schließlich verdeutliche sich, dass soziale Entwicklungsprozesse immer auch anders hätten kommen können. Zusammengenommen erlauben die Begriffe Relation, Vermittlung und Kontingenz nach Aulenbacher „Denkbewegungen, welche die gesellschaftlichen Bedingungen zu erklären vermögen, ohne sie in ihrer empirischen Komplexität zu reduzieren“. Die feministische Perspektive – so ihr Fazit – muss sich deshalb nicht grundsätzlich neu erfinden, sondern kann an bestehende Ansätze und Konzepte produktiv anknüpfen und sie weiterentwickeln.

Im dritten Themenblock ging es um die „Entwicklung von Arbeit und Geschlechterverhältnissen“. *G. Günter Voß* (Chemnitz) stellte in seinem Beitrag „'Selfgending' – oder: Subjektivierung von Geschlecht in Zeiten entgrenzter Arbeitskräfte“ die These auf, dass im gegenwärtigen Prozess der Subjektivierung von Arbeit auch die eigene Herstellung von Geschlecht („Selfgending“) an Bedeutung gewinne. Voß illustrierte diese These anhand von Interviewpassagen aus einer explorativen Untersuchung im IT-Bereich. Befragt wurden

hochqualifizierte Angestellte beiderlei Geschlechts, die z.B. als Ingenieur oder Managerin arbeiteten. Dabei zeigte sich, dass die Individuen gerade im Prozess der Subjektivierung von Arbeit auch eine jeweils spezifische Selbstdefinition von Geschlecht artikulierten. Voß spitzte diese empirische Feststellung auf die These zu, dass dieses Selfgendering eine Form von Arbeit sei und deshalb integraler Bestandteil einer zunehmenden Subjektivierung von Arbeit ist. Selfgendering sei dabei allerdings nicht als Zugewinn von Optionen und Autonomie zu verstehen, sondern in erster Linie als Zwang zur individuellen Formung von Geschlecht jenseits vertrauter Geschlechterstereotype. Dies werde von den Individuen auch als Zumutung erlebt. Voß sah darin vor allem den Ausdruck einer forcierten kapitalistischen Verwertungslogik, die sich das Individuum nunmehr auch in seiner oder ihrer Geschlechtlichkeit ganz zu Eigen mache.

Ingrid Kurz-Scherf (Marburg) rekurrierte in ihrem Kommentar zunächst auf die sich wandelnde Historizität im Verhältnis von kapitalistischer Arbeit und Geschlecht und wies damit die sich im Geschlechterbegriff sowie den Thesen von Voß andeutende Essentialität zurück. Sodann verdeutlichte sie die Ambivalenz der Subjektkategorie mit den beiden Polen der (Selbst-)Herrschaft einerseits, der Selbstverwirklichung andererseits, um anhand des nach wie vor uneingelösten bürgerlichen Versprechens von Freiheit, Gleichheit und Solidarität zu einer emanzipatorischen Öffnung der Subjektkategorie zu kommen, die neue Optionen für Frauen wie für Männer ermögliche.

Im vierten Themenblock „Suchbewegungen“ beleuchtete *Alexandra Manske* (Berlin) Subjektivierungspraxen in der Kreativwirtschaft. In ihrem Beitrag „'Kreative' als unternehmerisches Selbst? Subjektivierungspraxen zwischen Anpassung und Eigensinn“ beschrieb sie die aktuellen Arbeits- und Marktbedingungen der Kultur- und Kreativwirtschaft als politisch gerahmte Wettbewerbslogik, welche die Hauptakteure der Kreativwirtschaft, die kreativen AlleinunternehmerInnen, als „UnternehmerInnen in eigener Sache“ anruft. Im Mittelpunkt des Vortrags stand die Frage nach dem Geschlecht des unternehmerischen Selbst. Ihre These lautete, dass die Subjektivierungspraxen von ‚Kreativen‘ einer eigensinnigen Anpassung an die Bedingungen der Möglichkeiten in der Kreativwirtschaft entsprechen. Dieser Eigensinn, so Manske, verweise erstens auf paradoxe Öffnungen in den industriegesellschaftlich geprägten Genderregimen und mache zweitens deutlich, dass die Arbeit der Subjektivierung in einem permanenten Widerspruch stattfindet, in dem die Individuen ihr Bedürfnis nach Autonomie in der Arbeit *und* in der Lebensführung zu verteidigen suchen und sich daher dem totalisierenden Zugriff des Wettbewerbs verweigern.

In den Vorträgen und Diskussionen zeigten sich zusammengefasst zwei Positionen, wie auf die Herausforderung, die aktuellen Arbeits- und Geschlechterverhältnisse zu analysieren, angemessen zu reagieren sei: Die eine Position plädierte für neue Begriffe und Ansätze, die andere Position vertrat die Schärfung und Weiterentwicklung der bestehenden Begriffe und Ansätze. Damit verdeutlichte die Veranstaltung auch, dass die augenblickliche Herausforderung sowohl für die Frauen- und Geschlechterforschung als auch für die Arbeitsforschung Dimensionen mit einschließt, in denen sich vor allem der Erkenntniswert von „Wissenschaft als Ort des Nichtwissens“ (H. M. Nickel) produktiv beweisen kann.